

ETHNOLOGIE

Nachts in Bielefeld

Das Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) in Bielefeld ist ein bedeutender Ort der Geisteswelt: Man trifft sich zu bestimmten Themen, überwindet so die Zersplitterung der modernen Wissenschaften und pflegt die Tradition großer Soziologen wie Norbert Elias und Helmut Schelsky, die den Ruhm des ZiF begründeten. Jetzt schließt sich eine klaffende Wissenslücke über das Geschehen an der ehrenwerten Institution: Was passiert, wenn es Nacht wird in Bielefeld? Die Göttinger Ethnologin Birgitt Röttger-Rössler hat die Feierabendwelt jener ZiF-Forscher, die zum Thema „Emotionen als bio-kulturelle Prozesse“ tagten, protokolliert und in den neuesten Mitteilungen der Organisation veröffentlicht.

Ihr Beitrag über die nächtlichen Sitten und Gebräuche der palavernden Eierköpfe ist etwas schwergängig betitelt mit „Überlegungen zur sozialen und emotionalen Identitätskonstruktion von ZiF-Forschungsgruppenmitgliedern in

informellen Kommunikationskontexten am Beispiel ausgewählter Narrative“, aber es handelt sich trotzdem um ein Stück augenzwinkernd-fröhlicher Wissenschaft. Die Forscher – so Röttger-Rössler – sind nach Denkdienstschluss nicht immer gut drauf, die vergebliche Suche nach Konsens beim Tagwerk entlade sich bisweilen in Verzweiflung oder „heiter-melancholischer Passivität“. Der begegnet man beim Grillabend mit Diskussionen über die Möglichkeit von Kissenschlachten oder Pyjamapartys, doch die Idee wird mangels gemeinsamer Schafsäle verworfen. Nächste Idee der Forscher (dritte Flasche Wein?), um das Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe zu stärken: Wie wär's, sich „in einem komplizierten Tanzschritt aufeinander zuzubewegen und dabei eindringliche Stakkatolaute auszustossen“? Noch verwegener: Man sei doch ein Geheimbund, ein Initiationsritus müsse erfunden werden – etwa durch längeres Untertauchen im ZiF-Hallenbad oder (Gipfel der Grausamkeit) durch einen mehrtägigen Vortragsmarathon vor einer „durch Drogen stimulierten hochaggressiven Kommission“. In vino vanitas.

FOTOGRAFIE

Gummibaum on ice

Meiner anonymen Vorstadt, dann wieder ein brechend voller, lollibunter Rummelplatz aus der Vogelperspektive, dazwischen rätselhafte Gummibaum-Impressionen im Breitwandformat: Sind das wirklich „Gute Aussichten“? So jedenfalls heißt die Werkschau der zehn von einer Jury ausgewählten Foto-Nachwuchs-



MONIKA CZOSNOWSKA

„Gute Aussichten“-Kunstfotos



FELIX DOBBERT

künstler zwischen 26 und 35 Jahren, die jetzt in den Hamburger Deichtorhallen zu betrachten ist. Mit Kommentaren, die oft noch frostiger wirken als die 119 Bilder („Meine Fotografien thematisieren die Nivellierung von Objekt und Raum“), passt die Ausstellung, ein Pilotversuch für ähnliche Jahresbilanzen, prima in die Saison. Denn selbst wenn mal ein paar Menschen auftauchen wie in der Porträtserie der Fotografin Monika Czosnowska (Köln), bleibt der Blick cool: Ihre „Novizen“ schauen derart heilig-nüchtern am Kameraobjektiv vorbei, dass sie zu denken scheinen: Erkenne die Lage, so ernst sie auch aussieht.



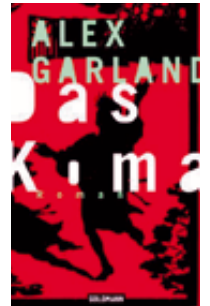
BIANCA GUTBERLET

Ausstellungsobjekt „Jungbrun“

LITERATUR

Zwischen Leben und Tod

Wie ist das mit den Träumen? „Jeder träumt, aber niemand hat es je geschafft, mir zu erzählen, wie sein Traum war“, denkt Carl, der Erzähler von Alex Garland's schmätzigem, neuem Roman „Das Koma“, ganz am Ende. „Nicht so, dass ich wirklich verstanden habe, was er gesehen oder gefühlt hat.“ Das ist genau die Aufgabe, die Garland, 34, sich gestellt hat: den Leser so an Carls Traumwelt teilhaben zu lassen, dass man sie tatsächlich nacherleben kann. Nach einem Überfall liegt Carl im Koma. Anfangs glaubt er zwar, er sei längst wieder erwacht, aus dem Krankenhaus entlassen worden und in seinen Alltag zurückgekehrt. Doch irgendwann begreift er (und der Leser), dass dies nicht die Realität ist, sondern nur ein Komatraum. Garland's Roman zeichnet auf, was in dieser verhängnisvollen Lage so alles im Kopf des Patienten herumwirbelt: Carls Wahnvorstellungen, sein Nachgrübeln über seinen Zustand und seine verzweifelten Anstrengungen, wieder in die Wirklichkeit zurückzufinden. Denn der Patient versucht, einen Reiz zu entdecken, der ihn erwachen ließe: Carl träumt um sein Leben. Für den Briten Alex Garland ist dies, gelinde gesagt, ein unerwartetes Erzählthema. In seinem Bestsellerdebüt „Der Strand“ (1996), dem Lieblingsschmöker aller Rucksackreisenden, im Nachfolgeroman „Manila“ (1998) und im Drehbuch zum Horrorfilm „28 Days Later“ (2002) hatte Garland vor allem Talent dafür gezeigt, den Leser durch grimmig-gruselige, vor Atmosphäre flirrende Handlungen zu treiben. „Das Koma“ bietet dagegen Ideen statt Action, innere statt äußere Handlung. In knappen Sätzen erzählt, entwirft der Roman eine Traumwelt voller Sprünge, Verschiebungen und Lücken. Gelegentlich spiegelt „Das Koma“ mit lapidarer Sprache jene trügerische Klarheit, mit der sich im Traum noch das unlogischste Geschehen darstellt – und doch bleibt der Roman ein uneingelöstes, vielleicht unlösbares Versprechen. Auch Carl schafft es nicht, uns das Geheimnis des Träumens zu erzählen. Mit seinen Träumen bleibt jeder allein.



Alex Garland: „Das Koma“. Aus dem Englischen von Rainer Schmidt. Goldmann Verlag, München; 120 Seiten; 16 Euro.